

Die Unterhose

Autor(en): **Rosegger, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 30

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

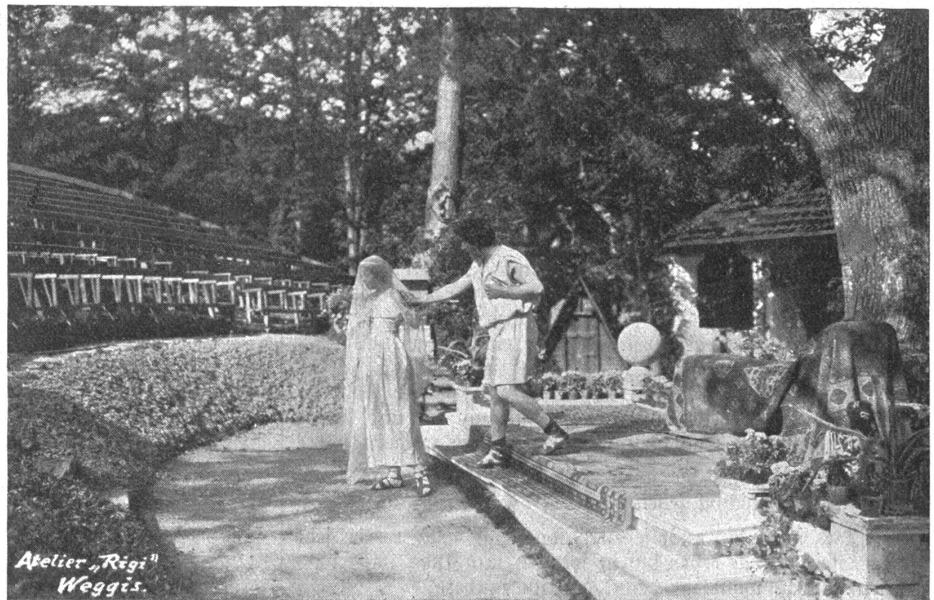
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jahren seines Lebens, in den Jahren seiner jungen Ehe mit Anna Bichler. Das zwanzigjährige Mädchen aus Graz hatte mit einer Freundin eine Bergpartie nach Alpl zur Geburtsstätte des geliebten Dichters gemacht. Auf einem Waldwege war ihr der begegnet, den sie ferne glaubte. 1873 schlossen die beiden am Traualtar ihren Liebesbund, ein Jahr später wurde ihnen der Sohn Joseph geboren, im zweiten Jahr starb die junge Gattin, 12 Tage nach der Geburt ihres Töchterchens Anna. In „Heidepeters Gabriel“ hat Rosegger diese zwei Jahre des Glückes poetisch verklärt. Schöner noch, weil wahrer, steht von ihnen geschrieben in dem Buche „Mein Weltleben“, in dem er mehr als zwanzig Jahre später sein eigenes Leben beschrieb. Dort lesen wir auch, wie er seine zweite Gemahlin, die vornehme reiche Wienerin, gewann. „Am 1. Mai 1879

habe ich die neunzehnjährige, weltumworbene Anna Knaur aus dem Schlosse Feistritz geführt als meine Frau. In opferfroher Liebe ist sie mir gefolgt in mein kleines, einfaches Heim, um das Los eines deutschen Poeten mit mir zu teilen.“

Um sein Los hätte Peter Rosegger manch ein König beneiden können. Sein Leben nahm von nun an einen raschen und glücklichen Aufstieg zu den höchsten Höhen des



Freilichttheater in Bertenstein. Szene aus des „Meeres und der Liebe Wellen“. — (Text hierzu auf Seite 238.)

Glückes, die ein Mensch erstreben kann. Fünf Kinder wuchsen ihm heran, zwei Söhne, beides bevorzugte Jünger der Wissenschaft, Töchter, die ihm liebe Männer und Enkelkinder ins Haus brachten. Im „Buch von den Kleinen“ ließt's sich, wie viele Glücksstunden der Dichter mit Kind und Kindeskindern genoß.

(Schluß folgt.)

Die Unterhose.

Don Peter Rosegger.

Jetzt, als der Alte wieder einmal über die weiten Felder ging, erinnerte er sich an ein Schelmenstück des Jungen. Der

war damals so eine Art Studiosus auf Ferien, zu jeglichem Schabernack aufgelegt, aber



Freilichttheater in Bertenstein. Szene aus des „Meeres und der Liebe Wellen“. — (Text hierzu auf Seite 238.)

auch zu ernsthaften Dingen bereit, wie etwa solche sind, an einem heißen Sommertag auf den steilen Berg zu steigen. So auch ging er wieder einmal über die Felder dahin, erhitzt und verschwitzt und fürchtete den Berg, den er besteigen wollte. Der Rock war längst weggeworfen, aber zwei Hosen!

Zwei Hosen am Leibe, so wie es damals schon bei jedem ordentlichen Manne der Brauch war. Eine dieser Hosen mußte heute weg. Es konnte nur die innwendige sein, eine hüsch weiße, darf ich sagen, von Leinwand. Da die Gegend ringsum menschenrein war, so tat ich — denn es war ja wieder einmal ich — nicht lang um, riß die Kleider herab und warf die weiße Hose in das Korn, das in seiner Reife weit hingebreitet stand. Dort war sie unsichtbar für etwa Vorübergehende geborgen. Das Uebrige wieder ordentlich angezogen und so auf den Berg.

Jetzt war es wohl, und auf dem Berg wird es sehr schön gewesen sein. Das weiß ich nicht mehr.

Nach drei Stunden etwa kehrte ich zurück, um mein im Korn verstecktes Kleidungsstück wieder mit mir zu nehmen. Es war nicht mehr allein. Das Feld war besetzt mit Schnittern und Schnitterinnen. Na schön! dachte ich, jetzt kommen sie zu der Hofe, und ich weiß nicht, wie ich mein Eigentum rechtefertigen kann. Eine Weile stand ich da, sah ihnen zu, schätzte mit den Dirndeln und dachte nach, wie ich zu meiner Sache käme, ohne daß es auffiele. Denn es wäre doch zu lächerlich, wie ich da meine Hofe suchte! Sie kamen immer näher der Stelle, wo der Schatz versteckt lag. Bei einer der Schnitterinnen klang die Sichel. Sie zankte einiges, denn sie hatte in einen Stein gehauen. Es war ein kleiner, bläulicher Rieselfstein. Da hatte ich's. „He,“ rief ich, „da ist ja der blaue Stein, mit dem man zaubern kann!“ Ich hob ihn auf, tat ihn eine Weile in der Hand hin und her und fragte die Leute ernsthaft, was ich mit diesem Steine zaubern sollte?

„Ja, du wohl, du wirst zaubern!“ lachte eine Magd, „das möchte ich schon sehen.“

„Das sollst du auch sehen,“ sagte ich, „ich werde jetzt diesen Stein in das Korn hinein werfen, und flugs wird was da sein. Was wollt ihr denn, daß ich zaubere?“

Sie lachten herum, berieten und kamen nicht recht mit ihrem Auftrage zustande.

„So sagt es nur,“ rief ich, „soll's ein Heubündel sein, oder soll ich eine Sichel zaubern, oder einen Stiefel, oder eine Unterhose, oder einen Korb? oder was denn?“

„Eine Unterhose!“ lachten sie, wie ich erwartet.

Ich stellte mich bedenklich. „Ihr macht es mir nicht leicht. Just eine Unterhose. Saggra seit's! — Nun, versuchen will ich's.“

Eine feierliche Mine nahm ich an, hob den Stein langsam in die Luft empor, murmelte einige unverständliche Worte und warf ihn, genau die Richtung erwägend, in das Korn. Dann blieb ich ruhig stehen, und da die Leute auch nur so dastanden, sagte ich: „Nun, so holet es. Ich bin selber neugierig, was es geworden ist.“

Der Unternehmendste war eine Magd, die mit den Armen das Korn auseinanderteilte, einige Schritte hinein machte und plötzlich einen lachenden Schrei ausstieß.

Was ist denn, was hast denn, Mirzl? riefen sie.

Da hob die Mirzl die weiße Hofe hoch wie eine Fahne. Sie glaubten es nicht. Jedes wollte den Zauber befehlen und betasten. Sie zankten um das Stück, jedes wollte einen Anspruch darauf haben. Ich schritt hin. „Was ich gezaubert habe, das ist mein!“

Von diesem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Wo sie meiner ansichtig wurden, bedrängten sie mich, ich sollte ihnen was vorzaubern! Aber ich hatte den blauen Stein verloren und konnte nichts mehr.

(Aus „Heimgärtner's Cagebuch“, Verlag L. Staackmann, Leipzig.)

Freilichttheater in Hertenstein.

Don Eugen Lennhoff.*)

Jedesmal, wenn mich der Weg an den Vierwaldstättersee führt und die Rigwand plötzlich vor mir aus den Fluten aufragt, lockt es mich, zu dem kleinen Eiland hinüberzufahren, auf dem über den Schematismus unserer Tage erhabene Menschen der Kunst einen Tempel erbauten. Und Erinnerungen werden wach an Stunden köstlichen Genießens, an ungetrübbtes Versenken in wahre Schönheit. Wie oft bin ich schon den einsamen Weg hinausgeschritten, unter rauschenden Bäumen zu dem lichten Hain, in dem die Freilichtbühne errichtet ward, und kaum einmal bin ich zurückgekehrt, ohne daß neue große Eindrücke sich meiner Seele eingepägt hätten, Eindrücke, wie sie nur innige Harmonie von Natur und Kunst spendet. Nicht immer waren die wunderbaren Stimmungen da, die das durch die Zweige strömende Sonnenlicht hervorruft, manchmal ballten sich Nebelschwaden drüben am Pilatus und über den See segte eine rauhe Bise, aber was socht das, unabhängig von Wind und Wetter, wenn nicht gar zu schwere Regentropfen auf die Darsteller niederklatschen, sind die Weihen, die man von der Naturbühne empfängt. An einem trübten Maientag steuerte ich zum ersten Mal Hertenstein zu; nur wenige sahen mit hinaus, denn tobend schlugen die Wogen an die Luzerner Quaimauern. Oben im Hain aber war Friede. „Oedipus“ ging in Szene, von allen Außerlichkeiten losgelöst. Wenige Wochen vorher hatte ich zu Berlin im Zirkus Max Reinhardt Massen gesehen, die sich schreiend im weiten Rund der Arena drängten, — die ungeheure tragische Wucht, die auf einem ganzen Volke lastete, zum Ausdruck bringend. Das fehlte hier. Nur am Anfang wehklagte die von der Pest gepeinigete Menge vor den Stufen des Tempels, dann vollzog sich unhaftam, ohne retardierende Momente, das düstere Geschick, das grausame Götter Oedipus und den Seinen bereiten — die Tragödie des thebanischen Königshauses — der Kern der Dichtung — kam zu erschütternder Eindringlichkeit . . .

Ein anderes Bild: „Elektra“. Die pathologisch veranlagten Gestalten Hoffmannsthal's vertragen nicht leuchtende

Farben eines lichtblauen Sommernachmittags. So gab man denn das Drama als Abendvorstellung und gemildert durch die weiche Stimmung der Dämmerstunde wirkte es ganz außerordentlich. Die leidenschaftlichen Züge dieser Triebnaturen wurden im Scheine der über die Säulen des Palaftes hufschenden letzten Sonnenstrahlen sympathischer, und dazu kam, daß die Regie diese von der Natur hervorggerufenen Stimmungen in feinsinniger Weise unterstrich, bemüht, die schwüle Sinnlichkeit zu dämpfen, die krasse Wildheit der Hoffmannsthalschen Figuren mit einem zarteren Schleier zu umweben. Zwei Momente blieben besonders im Gedächtnis: der über das Gemäuer flutende Fackelschein, als der letzte rote Schimmer in der Dämmerung versank und graue Schatten aus allen Winkeln hervortrochen, und dann die Szene, als Elektra in ihrem dunklen Gewand mit lodrender Fackel unter den weißen Säulen dem Stiefvater nachhorchte . . .

Doch man glaube nicht, daß nur griechisches Milieu auf die Freilichtbühne paßt — im Nu ist der Tempel verwandelt, andere Zeiten werden lebendig, ein Renaissancepalast ersteht. Ein weicher roter Läufer, der mit dem Grün des Hains ganz wundervoll harmoniert, fließt über die Stufen, irgendwo ertönt ein quecksilbernes Lachen — Shakespeares übermütige Lustspielfiguren (Was ihr wollt?) tollten über den Rasen. Oder: Kastanienkerzen schimmern auf den Bäumen und zwischen blühendem Oleander und antiken Statuen führen weiße Kieswege zu duftenden Blumenbeeten, funkelnde Lichter spielen am Lorbeerbusch und knüpfen um die bekränzten Hermen Virgils und Ariosts. Auf den Balkon hinaus tritt Tasso . . .

Lange wirken solche Stunden nach, und kehrt man abends zurück, wenn die Türme der Stadt sich tief schwarz von der goldenen Tönung des Horizonts abheben und über den dunklen Massiv des Stanserhorns die Schneeriesen des Titlisgebietes weiß aufleuchten, dann leben die Gestalten, die wir geschaut, in uns fort.

*) Aus der Wochenschrift „Die Achse“ (Verlag: Joh. Steinmann, Zürich).